

Richard L. Cary Vorlesung

Worte wagen
Sprache und Quäkerglauben

von
Ursula Seibold-Bultmann

Herausgegeben von der
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.

2019

© Ursula Seibold-Bultmann 2019

Herausgeberin
Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.
Bombergallee 9
31812 Bad Pyrmont
www.quaeker.org

Drucksatz: Redaktion QUÄKER, Kerstin Mangels
gedruckt auf 100% Recyclingpapier

ISBN 978-3-929696-63-9

Richard L. Cary

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und absolvierte die Ausbildung zum Bergwerksingenieur. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem *American Friends Service Committee* in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der *Baltimore Sun*. Als Verfasser der Leitartikel dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näherzubringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, dass die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch velseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er knüpfte weitreichende

Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer zu Berlin berufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. An den Folgen eines Schlaganfalls starb er am 16. Oktober desselben Jahres in Berlin. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary hatten seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt war, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Seit 1960 übernimmt die Deutsche Jahresversammlung die Verpflichtung, die Vorlesung im Sinne der Freunde aus Baltimore weiterzuführen.

Während der Trauerfeier für Richard L. Cary in Berlin wurde hervorgehoben, mit welcher inneren Hingabe und Liebe Richard und seine Frau Mary in ihrer Arbeit gestanden haben, seit sie nach Deutschland gekommen sind. Mary werde die Arbeit fortsetzen, die sie zusammen mit ihrem Manne begonnen habe. Und als Mary dann Deutschland verließ, wurde von Emil Fuchs betont, sie sei zuständig gewesen für die Kindergruppe, die Jungquäker und die Studentenarbeit. Sie habe die Kraft und die Freudigkeit besessen, das gemeinsame Werk weiter zu tun im Geiste der Liebe und der Treue, in der sie es gemeinsam mit Richard getan habe.

Richard L. Cary Vorlesung

Worte wagen
Sprache und Quäkerglauben

Ursula Seibold-Bultmann

Herausgegeben von der
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)
Deutsche Jahresversammlung e. V.

2019

Inhalt

Einleitung	9
Der Zweck der Worte	10
Worte aus der Stille	12
Eindeutige Formulierungen	13
Das Wort „Gott“	14
Neue Begriffe	17
Schöpferischer Sprachgebrauch	19
Lyrik als Verjüngungskur	20
Ein Raum aus Worten	21
Paradoxe und Mehrfachbedeutungen	23
Lyrik, Leben und Tod	25
Anhang 1	27
Anhang 2	33
Fußnoten	36
Lebenslauf	39
Cary Vorlesungen 1936 - 2018	41

Liebe Freundinnen und Freunde,

Bevor ich das Quäkertum kennenlernte, hatte ich oft Probleme damit, wie laut in manchen Kirchen über Gott gesprochen wird. Mir schien es nämlich immer ganz klar, dass Gott größer ist als alle Worte und größer als alle menschlichen Versuche, ihn zu beschreiben oder sogar zu definieren. Und als neulich eine Quäkerfreundin sagte, dass Worte sie von der Erfahrung des Allumfassenden trennen, konnte ich gut verstehen, was sie damit meinte.

Anfangs hatte ich mich also gerade des Schweigens wegen vom Quäkertum angezogen gefühlt. Aber schon bald nachdem ich Mitglied der Deutschen Jahresversammlung geworden war, begann sich das Thema Sprechen oder Schweigen dann doch viel komplizierter darzustellen, als ich erwartet hatte. Während meines Berufslebens als Journalistin war ich ständig mit der Aufgabe konfrontiert, Sachverhalte, die mir wichtig schienen, in möglichst verständliche Worte zu fassen. Als Mitglied unserer Jahresversammlung fand ich mich dann immer öfter in der Situation wieder, anderen erklären zu wollen oder zu sollen, was wir Quäker eigentlich glauben – nicht nur in persönlichen Gesprächen unter Freunden oder mit Menschen, die sich für das Quäkertum interessieren, sondern auch als Delegierte der Quäker in der *Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK)* Thüringen und seit drei Jahren gelegentlich im Radio. Und so kam ich, trotz meiner Liebe zum Schweigen, am Thema „Sprache und Quäkertum“ auf die Dauer nicht vorbei. Durch viele mündliche und schriftliche Äußerungen anderer Freunde wurde mir deutlich, wie sehr dieses Thema uns alle angeht. Darum habe ich es zum Gegenstand meiner heutigen Vorlesung gemacht.

Ihr wisst ja, dass es in unseren Cary-Vorlesungen immer um Fragen gehen soll, „die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben.“¹ Aus dieser Perspektive heraus will ich Euch einladen, erstens darüber nachzudenken, *zu welchem Zweck* wir als Quäker sprechen, zweitens, *worüber* wir reden und drittens, *wie* wir das tun. Dabei möchte ich Euch – ausgehend von meiner doppelten Erfahrung als Autorin von Sachtexten und von Lyrik – insbesondere auf die Unterschiede zwischen zwei Arten von Sprache aufmerksam machen: Zwischen der klaren und eindeutigen Sprache, die wir für unsere praktische Arbeit in der Welt brauchen, und einer künstlerischen Sprache, die uns in meinen Augen ein immer neues Formulieren von Glaubensinhalten ermöglichen kann.

Der Zweck der Worte

Immer bevor wir losreden, sollten wir uns zweifellos fragen, zu welchem Zweck wir überhaupt sprechen wollen. Unser Freund Maurice de Coulon hat kürzlich im „Quäker“ einen Artikel veröffentlicht, dessen Titel lautet: „Wie das sagen, was wir sagen können?“² Für ihn ist der Zweck quäkerischen Sprechens die Mitteilung des eigenen Glaubens an andere. Im Text stellt er kritisch fest: „Wir vernachlässigen den Dienst am Wort, ‚Ministry‘ in den Andachten, und auch das ‚Sich-als-Quäker-nach-außen-zu-erkennen-geben.“ Aus dieser Beobachtung folgt die Frage: „Wo kann man lernen, seinen Glauben ... in prägnante Worte zu fassen und seine Botschaft verständlich zu formulieren, damit sie vernehmbar ist und die Anwesenden erreichen kann?“ Wenn wir unseren Quäkerglauben heute noch vermitteln und weitergeben wollen, dann müssen wir laut Maurice zu „Sprachrohre(n) des Geistes“ werden, „auf dass aus der Stille auch hörbar werde, was jede*r von uns glaubt, wozu sie/er steht und warum es ... mehr denn je einen Platz für Quäker und für ihr besonderes Zeugnis in der Welt gibt.“³ Durch die heutige Welt schwirren zahllose überflüssige – und nur allzu oft auch zerstörerische – Wörter, Satzketten und Sätze. Als Quäker, die sich Zeugnissen wie denen von Wahrhaftigkeit, Einfachheit und Frieden verpflichtet fühlen, wollen wir sicherlich zu diesem Wortmüll nicht noch mehr beitragen. Schon George Fox hat im Jahr 1657 sehr klar den Zweck quäkerischen Sprechens beschrieben,

wie er ihn sah: „Der Zweck allen Sprechens ist es, die Gegenwart Gottes in das Leben zu bringen, in ihr zu wandeln, sie zu besitzen, in ihr zu leben, sie zu spüren und daran Freude zu haben.“⁴ Drei Jahre später doppelte der Quäker Alexander Parker folgendermaßen nach: „Und dies ist das Ziel allen Redens und Schreibens: die Menschen zum ewigen, lebendigen Wort zu bringen“⁵. Das mag in manchen heutigen Ohren zu missionarisch klingen. Trotzdem finde ich, dass Fox und Parker uns hier einen hilfreichen Maßstab anbieten, wenn wir prüfen wollen, ob es in einer gegebenen Situation gut ist zu sprechen oder ob wir nicht doch lieber den Mund halten sollten. Wie es in der Bibel heißt: „Für alles gibt es eine Stunde, und Zeit gibt es für jedes Vorhaben unter dem Himmel: ... Zeit zum Weinen und Zeit zum Lachen, ... Zeit zum Schweigen und Zeit zum Reden.“⁶ Um es noch einmal zu betonen: Die frühen Freunde hatten den Anspruch, mit ihrer Rede „die Gegenwart Gottes in das Leben zu bringen“. Ich finde, dass wir es uns heute nicht leisten sollten, diesen Anspruch zurückzuschrauben.

Zu der Frage, wie ich mit und zu jenen Menschen sprechen kann, die mit dem Begriff „Gott“ Schwierigkeiten haben, komme ich später noch. Im Moment möchte ich unter vorläufiger Ausklammerung dieses Sachverhalts lediglich fragen: Wie gelingt es uns, so zu sprechen und zu schreiben, dass unsere Hörer und Leser mit Hilfe unserer Worte über die Grenzen des eigenen Ichs hinaustreten können und in dieser neu gewonnenen Weite einer Kraft begegnen, die ihre Seele im Tiefsten lebendig macht? Mir scheint, dass ich stets versuchen muss, selber aus dieser Kraft heraus zu sprechen, wenn ich Hörer und Leser berühren will. Wenn wir uns auf diese Kraft verlassen, dann werden sich uns in jeder Situation andere Worte nahelegen, ohne dass wir das bewußt steuern müssten. Sicher macht es einen Unterschied, ob wir im Alltagsleben oder in der Andacht sprechen – ersteres oft eilig und unter dem Eindruck von Sachzwängen, letzteres in voller Konzentration auf das Innere Licht. Aber ich glaube, dass wir sowohl im Alltag als auch in der Andacht besser schweigen sollten, sobald wir merken, dass wir die Verbindung mit der Lichtquelle verloren haben und nur noch aus dem Ego und Kopf heraus sprechen. Denn mit Hilfe von unserem Ego und Kopf werden wir auch in unseren Gesprächspartnern bestenfalls nur deren Kopf und Ego erreichen.

Worte aus der Stille

Wie man einem quäkerischen Zweck des Sprechens treu bleiben kann und wie ein solcher Zweck aus der Stille erwächst, hat unser englischer Freund Peter Leeming vor kurzem in der Zeitschrift „Quaker Voices“ beschrieben. Hier schildert er, wie während einer Andacht in ihm ein Gedicht entstand. Dieses Gedicht hat er dann noch während dieser Andacht vorgetragen, ohne am Beginn genau zu wissen, wie es enden würde. Ich habe versucht, Peters gereimtes Gedicht ins Deutsche zu übersetzen: „Ein Vogel saß in meiner Hand./Er bat um Freiheit mich./Den Ruf nach Freiheit hörte ich./Er flog auf einen Baum hinauf,/sein Lied erklang landab, landauf.//Der Vogel, der im Baume sang/der sang so schön und fein./Ich hörte auf die Melodie/und wusste – sie war mein.“⁷ Den Gesang des Vogels verstehe ich als ein Sinnbild für die Stimme unseres Freundes Peter, die sich aus seinem Innern befreit hat und in die Welt geflogen ist, so dass alle sein Lied hören können. Peter erklärt in berührender Weise, warum er dieses Gedicht in der Andacht vortrug: „Es steckt so viel in mir, was ich der Welt mitteilen sollte; ich kann eine Botschaft der Hoffnung aussenden. ... In der Andacht und in meinem täglichen Leben treffe ich auf etwas, das ich das Göttliche nenne. Warum zögere ich dann, davon zu sprechen ... ? Warum diese Vorsicht, diese Hemmung? Wie ein wohlwollender Kritiker der Quäker einmal zu uns sagte: ‚Wo ist die Freude?‘ Natürlich ist die Freude da, aber zu oft wird sie innerlich weggeschlossen, privat und – ja! – egoistisch genossen ... Die Welt hat es nötig, unsere Freude zu hören ... Genau so, wie sie es nötig hat, unsere Protestrufe gegen Ungerechtigkeit und Ungleichheit zu hören ..., braucht sie unsere Botschaft der Hoffnung und unseren Glauben an die Möglichkeit der Verwandlung.“⁸

Warum ist mir Peters Gedicht im Gedächtnis haften geblieben? Sicherlich wegen seiner Aufrichtigkeit. Aus Peters Schilderung können wir lernen, wie man mit einfachen Worten der eigenen inneren Erfahrung treu bleibt – und vor allem, wie solche einfachen und ganz und gar uneitlen Worte nicht aus dem eigenen Willen wachsen, sondern sich vielmehr beim aufmerksamen Warten auf das Innere Licht bilden.

Eindeutige Formulierungen

Peter spricht in seinem Artikel über das Mitteilen seiner Freude am Glauben, aber auch über die Notwendigkeit von Protest gegen Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Im Bereich solcher Proteste sehe ich das wichtigste Feld für die erste Art von Sprache, die ich eingangs angeführt habe: für eine klare, eindeutige Sprache. Wir brauchen deutliche und zugleich genaue Worte, wenn wir über unsere ethischen Überzeugungen und unsere Zeugnisse reden. Das Sprechen über Frieden, Gerechtigkeit oder Gleichheit verträgt keine Unschärfe. In unserer praktischen (Friedens-)Arbeit und im Alltagsleben verlangt unsere Sprache nach Einfachheit, Präzision und vor allem nach Integrität. Hören wir noch einmal „Quäker Glaube und Wirken“: „Integrität ist das Gegenteil eines Zustandes, bei dem ein Mensch durch opportunistische oder egoistische Impulse dazu bewegt wird, die Einheit seines Wesens zu zerstören... Die Integrität einiger niederländischer Quäker ... zeigte sich während des Krieges darin, dass sie lieber eine Lüge auf sich nahmen, als ihre jüdischen Freunde der Gestapo oder dem Hungertod auszuliefern.“⁹ Dass sich keine Schummeleien, Beleidigungen, Verleumdungen, Unterstellungen und andere Instrumente der Manipulation in unser Sprechen als Quäker einschleichen dürfen, brauche ich wohl nicht eigens zu betonen. Gerade in unserer Zeit, in der solche negativen Auswüchse von Sprache in Politik, Medien und sozialen Netzwerken wie Pilze aus dem Boden sprießen, tragen wir als Quäker eine besondere Verantwortung. Seien wir nicht zu bequem, uns zu Wort zu melden, wenn um uns herum sprachliche Brutalitäten oder für uns erkennbare Fake News verbreitet werden oder wenn – um nur ein kleines, aber wichtiges konkretes Beispiel zu benennen – nicht sauber und begründet zwischen Adjektiven wie „islamisch“ und „islamistisch“ unterschieden wird. Ein weiteres Beispiel: Wo die Menschenrechte nicht als zu schützende *Werte* mit ethischem Gehalt, sondern als bloße *Meinungen* bezeichnet werden, sind wir als Quäker gefordert einzuschreiten. Der Grünen-Vorsitzende Robert Habeck, von Beruf Schriftsteller, hat im letzten Jahr ein ganzes Buch zum Thema des politischen Gebrauchs und Missbrauchs von Sprache veröffentlicht¹⁰, das ich Euch in diesem Zusammenhang zur Lektüre empfehle. Habecks sehr bedenkenswerte These ist es, dass Sprache

die Wirklichkeit nicht bloß spiegelt, sondern Wirklichkeit schafft. Bildlich gesagt: Mit schlechtem Baumaterial läßt sich nichts Wertvolles bauen, eine schlechte oder rohe Sprache baut also auch eine schlechte oder rohe Wirklichkeit. Folglich ist es höchst wichtig, auf die Qualität unserer Sprache und auf die Entwicklung der Sprache in unserer Gesellschaft zu achten.

Das Wort „Gott“

Auch wenn es unter uns Quäkern in der Praxis immer wieder einmal zu Meinungsverschiedenheiten kommt: Zumindest theoretisch sind wir uns wahrscheinlich weitgehend einig, wenn ich sage, dass unsere Zeugnisse – wie wir sie in unserer praktischen Arbeit zu vertreten versuchen – nach innen und außen eine klare und eindeutige Sprache fordern. Schwieriger wird es mit dem Ruf nach einer solchen Sprache da, wo wir über unseren Glauben sprechen wollen. Das ist wohl unvermeidlich, so lange jeder von uns dem Inneren Licht zu folgen versucht, so wie es sich ihr oder ihm zeigt, ohne dass andere sich dazu verpflichtet fühlen müssen, dieses Verständnis des Lichtes in allem zu teilen. Kirchen und Glaubensgemeinschaften, die im Gegensatz zu uns feste theologische Dogmen vertreten, haben dieses Problem nicht und sprechen deshalb oftmals ohne jedes Zögern in direkter und eindeutiger Sprache nicht nur von ihren ethischen Überzeugungen, sondern vor allem vom Gottesglauben ihrer Mitglieder – so, wie es auf der Grundlage biblischer Texte ja auch manchen von uns nach wie vor am Herzen liegt. So habe ich Quäkerfreundinnen und -freunde kennen gelernt, für die die kräftige, an der Bibel geschulte Sprache von George Fox und seinen Weggefährten bis heute ein gültiges Vorbild abgibt. Ohne diese Freundinnen und Freunde würden wir unsere Wurzeln aus den Augen verlieren, und ich achte und schätze ihre Erfahrungen, Kenntnisse und Äußerungen sehr. Aber ich denke, dass wir doch auch neue Formen des sprachlichen Ausdrucks entwickeln müssen, wenn wir in die heutige Welt hinein über unseren Glauben sprechen und diesen Glauben so ausdrücken möchten, dass unsere Worte unsere eigenen geistlichen Erfahrungen treu spiegeln. Dabei können uns die frühen Freunde in meinen Augen nur noch bedingt helfen, denn ihre Sprache klingt in den Ohren wohl der meisten Hörer

heute stellenweise doch sehr fremd. Als Beispiel zitiere ich eine Passage aus der 131. Epistel von George Fox (1656): „Seit den Tagen der Apostel ist die wahre Kirche in der Wüste gewesen und, das Tier, der falsche Prophet, der Antichrist und die falsche Kirche haben die Herrschaft ausgeübt.“¹¹ Zu Fox' Zeiten war den Hörern klar, dass er mit diesen kurzen Bemerkungen auf mindestens fünf Bibelstellen anspielt: Offb 16,13 und Offb 19,19-20; 1Joh 2,18 und 2,22; Dtn 8,2¹². Dadurch ergab sich für Fox' Anhänger ein viel weiterer und anschaulicherer Sinnhorizont als für uns heutige Hörer, die wir diese Bibelstellen nicht mehr unbedingt vor Augen haben. Ein Mangel an Wissen beeinträchtigt hier die Wirkungsmacht des Gesagten, und die alte Sprache wirkt folglich allzu leicht, als beträfe sie uns gar nicht mehr.

Ich denke, dass wir diesen Verlust an Wissen über eine sprachliche Tradition – nämlich die Tradition der biblischen Sprache – sehr ernst nehmen müssen, wenn wir überhaupt weiter miteinander und mit anderen über Glaubensfragen sprechen wollen. Wenn wir nämlich das Wissen um die Dimensionen biblischer Sprache bei vielen unserer Gesprächspartner und sogar bei uns selbst nicht mehr voraussetzen können – stehen wir dann nicht in der Pflicht, sprachliche Alternativen zu entwickeln, die für unsere Zeitgenossen besser verständlich sind? Tun wir das nicht, dann können wir wirklich nur noch schweigen oder vielleicht etwas verlegen erläutern, heutige Quäker nähmen die Bibel doch nicht mehr buchstäblich und so weiter. Ich habe aber den Verdacht, dass wir uns mit solchen etwas lahmen Feststellungen nur aus der Verantwortung herauszuschleichen versuchen, unseren Gesprächspartnern unseren Glauben tatsächlich zu beschreiben. Beim Anzünden einer Kerze im Erfurter Dom fragte mich eine muslimische Besucherin einmal: „Also, und was glaubt IHR?“ In diesem Augenblick wurde mir klar, dass wir mit einer sprachlichen Null-Linie in Glaubensdingen niemandem gerecht werden, auch uns selber nicht.

Die Frage nach einer neuartigen Sprache für geistliche Erfahrungen ist zugegebenermaßen höchst anspruchsvoll, konfrontiert sie uns doch von Anfang an mit einem ganz zentralen sprachlichen Problem: Manche der Mitglieder unserer Gemeinschaft, aber auch viele andere Menschen fühlen sich heute allein schon von dem Wort „Gott“ bedrängt oder sogar verletzt

und ausgegrenzt. Das kann viele Ursachen haben, über welche einzelne Freunde innerhalb unserer und vor allem auch der britischen Jahresversammlung seit einiger Zeit verstärkt das Gespräch suchen. Für manche ist das Wort „Gott“ belastet mit den Dogmen ihrer Herkunft oder mit Brüchen ihrer religiösen Biographie. Andere stören sich daran, weil es männlich besetzt ist. Und noch andere haben in ihrem Leben nie das erlebt, was mit den Begriffen „Gottesbegegnung“ oder „Epiphanie“ gemeint ist.

Ein weiterer Grund dafür, vom Gottesbegriff Abstand zu halten, mag darin bestehen, dass auch viele der gottesgläubigen Freunde unter uns aus den unterschiedlichsten Motivationen heraus eher selten oder zögernd über Gott sprechen, so dass oftmals nicht mehr klar ist, was mit dem Wort überhaupt gemeint sein könnte – ein personaler Gott? Ein dreifaltiger Gott? Gott als Licht? Gott als Kraft? Gott als Vater? Ein strafender Gott? Gott als die Innere Stimme? Gott als Leere und gleichzeitig als absolute Fülle? Alles, worüber man nicht spricht, gerät auf Dauer in Vergessenheit – und ich vermute, dass solche sprachlichen Lücken und ausgesparten Stellen um das ursprüngliche Zentrum quäkerischen Glaubens herum ein Klima der Irritation oder für manche sogar ein Gefühl innerer Verlassenheit geschaffen haben. In einer solchen Atmosphäre lässt sich dann nur noch schwer ein Begriff davon formen, worin die Erfahrung von Transzendenz bestehen kann. Und das führt zu zahlreichen und ganz unterschiedlichen Problemen. Wie es eine Freundin der Freunde mir kürzlich zu bedenken gab, bringen wir uns mit der Ausklammerung des Gottesbegriffs zum Beispiel um die Beziehung zu einem vergebenden Gott. Eine andere Freundin sagte mir, sie brauche Gott als Gegenüber in jenen Momenten, in denen sie danken wolle. Und, von seelsorgerischer Seite her gefragt: Wie können wir „ohne Gott“ über das Thema „Hoffnung“ mit Menschen sprechen, die keinerlei irdische Hoffnung mehr haben?

Neue Begriffe

Ein neuartiger Vorschlag, wie man zumindest einem Teil dieser Probleme begegnen kann, kam jüngst aus England von der atheistisch erzogenen, feministischen und heute – wie sie selbst sagt – auf nicht christliche Weise gottesgläubigen Freundin Jennie Barnsley. Jennie regt an, statt englisch G-O-D lieber G-O-D-D-E zu sagen¹³ und statt des Pronomens „ihn“ das Wort „Ær“ zu benutzen. Sie sieht alle Wörter, die wir für „das Göttliche“ gebrauchen, als bloße Metaphern, die genauso viel verbergen, wie sie enthüllen. „GODDE“ ist für sie eine Größe jenseits menschlicher Benennungen und menschlicher Verstehensmöglichkeiten. „Ich erfahre Ær ganz deutlich als eine transzendente Gegenwart außerhalb meiner selbst ... Die Transzendenz von GODDE ist für mich unglaublich wichtig ... Ich könnte kein spirituelles Leben führen, wenn GODDE nicht jemand wäre, der meine gesamte bisherige und künftige Erfahrung und all mein Wissen transzendiert; das völlige Nicht-Hier-Sein und Nicht-Ich-Sein GODDES ist mir wirklich, wirklich wichtig.“¹⁴ Ich selber glaube, Jennies Erfahrungen verstehen zu können, ohne sie in allem zu teilen. Trotz meines grundsätzlichen Verständnisses finde ich ihren Vorschlag einer neuen Terminologie aber problematisch, weil ich finde, dass Neologismen wie „GODDE“ und „Ær“ uns nach außen hin allzu leicht wunderlich aussehen ließen – sehr lebhaft kann ich mir zum Beispiel vorstellen, wie es in der ACK ankäme, wenn wir als Delegierte der Quäker anfragen, solche Begriffe dort zu gebrauchen.

Damit aber noch nicht genug. Denn es gibt ja auch solche Freundinnen und Freunde, die – anders als Jennie – keine Erfahrungsgrundlage dafür haben, ihr Leben so kompromißlos wie sie auf eine transzendente Kraft auszurichten. So schreibt etwa David Boulton, Mitbegründer des britischen *Non-Theist Friends Network*, über Gott als ein lediglich menschliches Konzept, das alles symbolisiert, was in der Erfahrung der Menschen wahr, ehrlich, gerecht und schön erscheint und als gut erfahren worden ist¹⁵. Wollen wir im Namen wirklich aller Freunde sprechen – also das gesamte Spektrum von so genannten christozentrischen über mystisch orientierte und universalistische bis hin zu nontheistischen Quäkern mit in unsere

Sprache einbeziehen – dann stehen wir wirklich vor dem Problem, ob wir – über individuelle Zeugnisse hinaus – als religiöse Gesellschaft nach außen heute überhaupt noch eindeutig irgend etwas über unseren Glauben sagen können. Rex Ambler und eine „Open Space“-Arbeitsgruppe der britischen Quäker haben dazu in dem sehr erhellenden Buch „God, Words and Us“ kürzlich geschrieben: „Wenn das Wort ‚Gott‘ wieder hilfreich werden soll – welch besseres Wort gibt es? –, dann muss es von dem groben Buchstaben glauben befreit werden, der es zwar als Idee leicht zugänglich gemacht hat, aber gleichzeitig unglaublich als Darstellung unserer Welt.“¹⁶ Der theologische Think-Tank britischer Quäker, der das Buch erarbeitet hat, fasst die Ergebnisse seiner Gesprächsrunden folgendermaßen zusammen: „ ... Wir haben ... über Erfahrungen von Gott in der dritten, zweiten oder ersten Person gehört, bei denen man über Gott als Es, Du und Ich sprechen kann; über erdichtete, persönliche und unpersönliche Vorstellungen von Gott; über Gott als Verb ebenso wie als Substantiv; ... und es gibt noch viele weitere Möglichkeiten.“¹⁷

An diesem Punkt möchte ich einen eigenen Vorschlag einbringen, der mir den Ausdruck meiner persönlichen Gotteserfahrung lässt, von dem ich aber hoffe, dass er gleichzeitig vielleicht auch den Non-Theisten oder Atheisten unter Euch genügend Raum lässt. Ich glaube, dass wir statt des Wortes „Gott“ auch das Wort „Liebe“ verwenden könnten. Damit meine ich natürlich nicht die romantische Liebe, sondern die Liebe im Sinne des ersten Johannesbriefes: „Ihr Lieben, lasst uns einander lieben! Denn die Liebe ist aus Gott; und jeder, der liebt, ist aus Gott gezeugt, und er erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, denn Gott ist Liebe. ... Darin besteht die Liebe: Nicht dass *wir* Gott geliebt hätten, sondern dass *er* uns geliebt und seinen Sohn gesandt hat als Sühne für unsere Sünden. Ihr Lieben, wenn Gott uns so geliebt hat, sind auch wir verpflichtet, einander zu lieben. Niemand hat Gott je geschaut. Wenn wir aber einander lieben, bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist unter uns zur Vollendung gekommen ...“¹⁸. Ich denke, dass der Begriff „Liebe“ konkret und umfassend genug ist, um eine Kraft zu beschreiben, von der wir uns wohl alle wünschen, dass sie uns bewegt und einen verlässlichen roten Faden für all unser Handeln und unseren Glauben bietet.

Schöpferischer Sprachgebrauch

Ihr werdet bemerkt haben, dass ich jetzt schon seit einiger Zeit nicht mehr nur über die Notwendigkeit eines klaren und eindeutigen Sprachgebrauchs nachdenke, wie ich ihn oben im Blick auf unsere ethischen Ideale und unsere praktische Arbeit in der Welt gefordert habe. Stattdessen geht es mir inzwischen um schöpferische Erweiterungsmöglichkeiten üblicher Sprachmuster für diejenigen Gelegenheiten, bei denen wir über unseren *Glauben* sprechen. Diesem Aspekt meines Themas habe ich mich bis hierher am Beispiel des Begriffs „Gott“ angenähert. Im zweiten Teil meiner Vorlesung möchte ich Überlegungen zu einem schöpferischen Sprachgebrauch weiterführen, indem ich Euch zu einem Ausflug in das Gebiet der lyrischen Sprache einlade, die viel mehr vermag, als Sachverhalte „nur“ eindeutig, genau und hoffentlich ehrlich auf den Punkt zu bringen. Vielleicht kann ich Euch so dazu ermutigen, Euch als Hörer und Leser auf diese Art von Sprache als faszinierende Möglichkeit zum Ausdruck geistlicher Erfahrungen einzulassen. Was mich persönlich betrifft, so schlägt mein Herz an diesem Punkt am meisten. Denn seit Jahrzehnten hat meine innere Stimme versucht, mich zum Dichten zu bewegen. Aber erst seit etwa zwei Jahren habe ich damit angefangen, mich intensiver mit dem Schreiben von Lyrik zu befassen und meine Texte auch anderen mitzuteilen. Bis zu diesem Punkt hatte ich es immer irgendwie geschafft, mich vor diesem inneren Auftrag zu drücken. Und nun gehe ich ihm endlich nach der Quäker-Devise „Lebe abenteuerlich“ nach und kann erkunden, wo Glauben und lyrische Sprache sich berühren – bei Gelegenheiten wie der heutigen sogar zusammen mit Euch. Über einige der Entdeckungen, die ich im Grenzgebiet zwischen Glauben und Lyrik gemacht habe, möchte ich Euch nun berichten.

Der anglikanische Priester Mark Oakley – Dekan an der St. Paul's Cathedral in London – hat kürzlich unter dem Titel „The Splash of Words. Believing in Poetry“¹⁹ ein Buch zum selben Thema veröffentlicht. In der Einleitung schreibt er, dass das Dichten eine Art des Umgangs mit Sprache sei, durch die unsere Erfahrungen zu so etwas wie einer tieferen (oder sogar „reineren“) Wahrheit destilliert würden. Diese Reinigung, so Oakley, erweitere die Gren-

zen unserer selbst. Denn Gedichte könnten Momente der Gotteserkenntnis bewirken, die uns dazu bringen, uns die Welt in neuer Weise vorzustellen.²⁰ In diesem Zusammenhang zitiert er den chinesischen Philosophen Laotse: „Wenn ich das loslasse, was ich bin, werde ich, was ich sein könnte.“²¹ Oakley schreibt weiter, dass man sich beim Lesen von Lyrik fühle, als sei ein Stein in einen See geworfen worden, so dass sich die verschiedenen Bedeutungsebenen des Gedichts mit der Zeit ausbreiteten wie Ringe auf einer vorher stillen Wasserfläche. Dagegen würde Sprache, die sich nicht bewegt, faulig werden wie abgestandenes Wasser.

Lyrik als Verjüngungskur

Mit einer abgestandenen, faulen oder sogar fauligen Sprache will sicherlich niemand von uns nach innen in unsere Gemeinschaft oder nach außen aus ihr heraus sprechen. Es kommt noch etwas Wichtiges hinzu: Auch für jeden Einzelnen von uns trübt eine abgestandene Sprache die Sicht auf unseren jeweils individuellen geistlichen Weg. Also möchte ich nun versuchen, Euch dazu zu motivieren, unserer Quäkersprache mit Hilfe der Lyrik eine Verjüngungskur zu gönnen und künftig vielleicht auch Eure jeweils eigene Sprache durch das Hören, Lesen und sogar das Schreiben von Gedichten zu trainieren.

Die Lyrik – so wieder Mark Oakley – versetze Sprache in den Ausnahmezustand, und das ist für den Leser (und noch mehr für den Schreiber) natürlich anstrengend. Die einzelnen Wörter eines Gedichts erscheinen in ungewohnten Zusammenhängen; es geht in der Dichtung nicht um eine einzige Perspektive auf einen Sachverhalt wie in der direkten und prosaischen Sprache, die ich weiter oben beschrieben habe, sondern um eine Vielzahl von Bedeutungen. Die Wahrheit ist für Oakley viel reicher an Querverbindungen, Verknüpfungen und Lebendigkeit, als eine „prosaische“ Sichtweise das vortäusche. „Die Sprache muss sich strecken und üben, um der Wirklichkeit wenigstens ein Stück weit gerecht zu werden.“²² Die Wirklichkeit bedeutet für den Autor Oakley als bekennenden Christen natürlich nicht nur die Wirklichkeit der sichtbaren Welt, sondern sie schließt die

Wirklichkeit Gottes mit ein. Etwas ganz Ähnliches wie Oakley sagte schon Isaac Penington als Quäker im 17. Jahrhundert: „Ziel der Worte ist es, dass Menschen erfassen, was Worte nicht auszudrücken vermögen.“ Allerdings sah Penington anders als Oakley nicht die Lyrik in der Pflicht, dieses Ziel zu erreichen, sondern er empfahl einen entsprechenden Gebrauch der Bibel: „Lerne daher vom Herrn die rechte Verwendung der Bibel; sie besteht darin, ihr eine angemessene Stelle einzuräumen und das höher zu würdigen, was über ihr ist.“²³ Wegen der Schwierigkeiten, die so viele Menschen heute mit der biblischen Sprache haben, kann ich Mark Oakley leicht folgen, wenn er in Ergänzung zur Bibel auf dem Gebiet der Lyrik nach einem Ausdruck dafür sucht, „was Worte nicht auszudrücken vermögen.“

Ein Raum aus Worten

Vor zwei Jahren hatte ich das Glück, in Berlin Yang Lian (geb. 1955) kennen zu lernen, einen der bekanntesten chinesischen Dichter der Gegenwart. Er erzählte mir, dass er in seiner Jugend während der Kulturrevolution die Lyrik als ein Mittel gebraucht habe, Breschen in die harten Wände einer ideologisch erstarrten Umwelt zu schlagen. Mittlerweile sei er allerdings zu der Überzeugung gekommen, dass die Dichtung heute in erster Linie als Anker der menschlichen Seele und als Gegenmittel gegen die glatten und trügerischen Oberflächen der Konsumwelt gebraucht werde. Die Lyrik solle helfen, den Kontakt zu unseren spirituellen Wurzeln wieder herzustellen, damit man sich mit Hilfe der ins Gedicht gesetzten Worte tiefer und tiefer an diese Wurzeln herantasten könne.

An diesem Anspruch müssen sich folglich auch Yang Lians eigene Gedichte messen lassen. Deshalb möchte ich nun eines von ihnen zusammen mit Euch daraufhin anschauen, ob es uns tatsächlich in Berührung mit unserem geistlichen Erleben bringen kann. Ich habe es ausgewählt, weil es in meinen Augen einen Ansatzpunkt für kulturübergreifende Gespräche zum Thema Transzendenz bilden kann, also über das Jenseitige, das über den Bereich der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung hinausgeht. Hier das Gedicht von Yang Lian ²⁴:

Die Höhe eines Traumes

Du erinnerst dich nicht an den Traum, nur an seine Höhe.
Sie macht den Leib in deinem Leib weiter zittern.
Im Angesicht von Gefahr sind Vögel am stillsten
wie Gärten, die, unter den Hammer des Mondlichts geraten,
sich teilnahmslos beriechen.
Es schwindelt immer noch dem Silber, überall auf dem Boden zerworfen.
Du erinnerst dich nicht, doch die Person aus dem Traum,
von einer Rippe in den Himmel gewuchtet,
streicht dort weiter umher wie unstete Musik.

Ein Traum währt manchmal länger als ein Leben.
Manchmal ist es nur ein hoher Fels, der dich dank eines anderen Alters
schwächt, dank eines Alters der Finsternis –
wenn die Finsternis dich unweigerlich aufzufangen hat.

Das alles klingt erst einmal rätselhaft. Dass hier keine lineare Logik herrscht, überrascht aber kaum – haben wir es doch mit einem Gedicht über einen Traum zu tun, was uns von vornherein eine irrationale Szene erwarten lässt. Der Raum, in dem diese Szene spielt, wirkt ebenso gewaltig wie bedrohlich. Denn die einzelnen Wörter in dem Gedicht „strecken und üben sich“, wie Mark Oakley das sagt, vor allem in die Höhe. Schon beim ersten Lesen wird es einem schwindlig vor den Dimensionen, in denen sich der Traum abspielt. Der Raum, in den uns der Dichter versetzt, unterscheidet sich auf dramatische Weise von dem, den wir aus der alltäglichen Erfahrung kennen. Die schiere Höhe des Traums, die „den Leib in deinem Leib ... zittern“ macht, ist sogar eindrucksvoller als der Inhalt des Traums im Ganzen – denn so überwältigend sind die hier beschriebenen Größenordnungen, dass sich der Träumer in erster Linie an diese Höhe erinnert und ansonsten nur noch an einzelne Fragmente des Traums. Still hocken die Vögel im Angesicht „der Gefahr“ – fragt Ihr Euch da, welche Gefahr das sein mag? Vielleicht die Sturzgefahr aus der Höhe oder auch die Gefahren der Nacht, in der sich die Gärten wie geisterhafte Tiere „beriechen“? Egal, was wir antworten: Spätestens an dieser Stelle wird klar, welche Zustände blanker Angst der

Blick in eine übersinnliche Sphäre mit sich bringen kann. Bei Yang Lian hält diese dunkle Stimmung im ganzen Gedicht an: Selbst dem eigentlich unbeseelten Silbergeschirr schwindelt es noch, nachdem es von so hoch oben auf den Boden geworfen wurde, dass es zerschellte. Kurz zuvor wird das Mondlicht – im Grunde ja ein weiches Licht – mit einem Hammer verglichen, der auf ganze Gärten einschlägt. Jeder, der schon einmal bei Vollmond in einem Garten stand, weiß, dass in solchen Nächten die Umrissse alles in der Nähe Gesehenen scharf werden, aber dass sich die Grenzen des Ortes, an dem man sich befindet, gleichzeitig in der Dunkelheit verlieren.

Paradoxe und Mehrfachbedeutungen

Alles an Yang Liangs nächtlicher Szene wirkt unbehaglich; vielleicht werden wir nicht einmal wieder aus ihr herausfinden, denn „ein Traum währt manchmal länger als ein Leben“. Und selbst, wenn man sich von der Melodie getröstet fühlen könnte, die man aus dem Himmel vernimmt: Unheimlich ist auch die Unsicherheit darüber, was die Person umtreiben mag, die jetzt dort oben umherstreicht wie „unstete Musik“ oder wie die in freien Versen gehaltene Musik der lyrischen Sprache in diesem Gedicht. Merkwürdigerweise ist die Person aus dem Traum von einer Rippe in den Himmel gewuchtet worden. Bibelkundige Leser denken hier vielleicht an Eva, die ja laut der Schöpfungsgeschichte aus einer Rippe Adams geschaffen wurde. Yang Lian selber sagte mir allerdings, für ihn sei die durch den Himmel streifende Person mittels einer ihrer eigenen Rippen – also einem inneren Teil ihres Körpers – dorthin befördert worden. Doch woher kommt eine solche Schleuderkraft? Und wer hat das Silber zerschlagen? Hier sind eindeutig übernatürliche Kräfte im Spiel. Agiert im Hintergrund der Szene also ein mächtiger Engel? Oder ein böser Geist? Oder Gott? Oder im Gegenteil der Teufel? Da stehen wir vor paradoxen Alternativen, die zahlreiche Interpretationsmöglichkeiten eröffnen.

Mit einem christlichen Gedicht haben wir es hier ganz offensichtlich nicht zu tun. Aber Wörter wie „Himmel“ und „Leben“ lassen im Zusammenspiel mit dem erhabenen Zuschnitt des Raumes, in dem die Szene spielt, eine

religiöse Ebene zumindest von Ferne anklingen. Am Ende des Textes befinden wir uns wieder an schwindelerregender Stelle: Auf einem hohen Felsen, der uns schwächt, weil er aus einem „Alter der Finsternis“ stammt. Wie leicht könnten wir über den Gedankenstrich nach dem Wort „Finsternis“ in der vorletzten Zeile in den Abgrund stolpern. Da ist dann nichts, was uns auffängt, außer eben unweigerlich diese Finsternis selbst – oder im besten Fall der Moment des Aufwachens aus dem Traum, den das Gedicht beschreibt.

Ich selber hätte ohne ein Bewusstsein um Paradoxe und Mehrfachbedeutungen, wie sie von Yang Lian und so vielen weiteren Lyrikern in Worte gefaßt werden, keine mich tragende Gottesbeziehung. Ob Yang Lians unheimlich schwarzsilbernes Gedicht auch für Euch einen Kontakt zu Euren spirituellen Wurzeln herstellt, könnt Ihr natürlich nur selbst beantworten. Von den Oberflächen der Konsumwelt, gegen die der Dichter anschreibt, führt es in meinen Augen jedenfalls wirklich meilenweit fort. Das zeigt sich auch daran, welche Assoziationen es bei seinen Lesern weckt. Christopher Hatton, mein hellwacher Begleiter auf dem Weg zur heutigen Vorlesung, hat am Rand meines letzten Textentwurfs kommentiert, das Gedicht lasse ihn an Kapitel 3 aus dem Johannesevangelium (Vers 19-20) denken: „Dies aber ist das Gericht: Das Licht ist in die Welt gekommen und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Jeder, der Böses tut, hasst das Licht und kommt nicht zum Licht, damit seine Werke nicht aufgedeckt werden...“. Yang Lians in vielen verschiedenen Dunkeltönen gehaltene Traumlandschaft gibt diesen Bibelworten einen Hintergrund, der das Böse für unsere Vorstellung in neuer und ungewohnter Weise anschaulich macht. Und umgekehrt konkretisiert das Bibelzitat die offenen Bedeutungsebenen von Yang Lians Text hin auf den moralischen wie spirituellen Gegensatz zwischen Gut und Böse. Dem Dichter ist es mit seinem Gedicht also tatsächlich gelungen, zwei so unterschiedliche Menschen wie Christopher und mich dazu zu bringen, uns gegenseitig etwas über unser geistliches Leben zu erzählen und unsere Spiritualität füreinander zu vertiefen. Diese Erfahrung macht mir Mut, weiterhin in der Weltliteratur nach Gedichten zu suchen, die uns untereinander und mit anderen ins Gespräch über unseren Glauben bringen können.

Lyrik, Leben und Tod

Während ich eben das Gedicht von Yang Lian vorstellte, habt Ihr Euch vielleicht aber doch gefragt, ob mein Interesse für Lyrik nicht völlig abgehoben und bloß eine Sache für den Elfenbeinturm ist. Abschließend möchte ich deshalb nun noch versuchen zu zeigen, dass die Lyrik auch auf ganz praktischer Ebene Früchte tragen kann. Zum Beispiel kann sie die schöpferischen Kräfte von Menschen befreien und auf diese Weise Lebenserfahrungen sichtbar machen, von denen wir sonst schwerlich etwas erfahren würden. Dank einer pakistanischen Freundin bin ich vor vier Jahren mit einem Projekt in ihrer Heimat in Berührung gekommen, in dessen Rahmen ich seitdem ehrenamtlich als Mentorin für fünf junge Frauen arbeite, die (auf Englisch) Lyrik schreiben. Sie schicken mir E-Mails mit eigenen Gedichten, die ich dann kommentiere, und umgekehrt lerne ich viel aus ihren Hinweisen auf Lyriker und Lyrikerinnen in Pakistan.

Viel wichtiger als allfällige literarische Entdeckungen und Fortschritte auf beiden Seiten scheint es mir aber, dass diese in vielfach sehr schwierigen Verhältnissen lebenden jungen Frauen so überhaupt eine Möglichkeit zum Ausdruck ihrer Gefühle und Erfahrungen erhalten haben. Darauf bekommen sie von mir als außen stehender Person ein persönliches Echo.

Außerdem schreibe ich für sie kurze Essays über bestimmte Themen und Autoren der englischsprachigen Gegenwartslyrik, über Motive und formale Mittel der Dichtung von Reim bis Rhythmus oder auch über meine eigenen praktischen Erfahrungen auf dem Gebiet der Lyrik. Diese Essays sind so gestaltet, dass die Empfängerinnen sie als Grundlage für Workshops in größeren Gruppen nutzen können – das Projekt hat inzwischen über 1000 Mitglieder in fünf verschiedenen Städten Pakistans.

Eine deutsche Übersetzung des Essays, das ich für meine pakistanischen Brieffreundinnen zum Thema gewaltfreier Sprache geschrieben habe, findet Ihr im Anhang der gedruckten Fassung meiner Vorlesung. Dieser Text dreht sich um das Verhältnis zwischen den Wörtern „Wort“ (englisch *Word*) und „Schwert“ (englisch „*Sword*“), das in der Literatur des Orients seit Jahrhunderten ein Thema bildet – aber es würde zu weit führen, Euch heute Morgen diesen Essay noch in ganzer Länge vorzustellen.

Stattdessen möchte ich Euch zum Schluss meiner Vorlesung ein Gedicht von Sadaf Khattak²⁵ vorlesen, die Mitglied meiner Schreibgruppe in Pakistan ist. Ihr Gedicht, das keinen Titel trägt, hat sie Ende des vorletzten Jahres morgens um halb vier geschrieben.

Ich, eine schlaflose Träumerin,
ein Funken ohne Licht,
ich bin ein Feuer,
das nichts versehrt –
ich bin kalt
ohne tot zu sein,
bin eine Nacht
ohne sonnigen Morgen.
Ich bin ich,
mir selbst ganz UNBEKANNT.
Würdest du trotz allem bei mir wachen,
wenn ich träume, einen völlig toten Körper
fülle mit den Lebensfarben?
Würdest du mich trotzdem lieben?
Warten,
trauern,
wenn mein Körper Asche wird?

Nur dank der Sprache und dank der Wörter können wir diese Stimme hören, die von der anderen Seite der Welt mit ihren Fragen zu uns kommt. Ich denke, dass Ihr mir zustimmen werdet, wenn ich meine, dass sie eine Antwort verdient.

Damit bin ich am Ende dessen, was ich heute sagen wollte, und danke Euch herzlich für Eure Aufmerksamkeit.

Anhang 1

Die Macht der Feder

Den folgenden Text habe ich im Jahr 2016 für die Mitglieder meiner Online-Schreibwerkstatt für pakistanische Frauen verfasst. Er soll einen Eindruck von meinem Anliegen geben, den Weg des Schreibens zu nutzen, um verschiedenste Themen – darunter Frieden und Gewaltfreiheit – mit Frauen aus einem anderen Kulturraum diskutieren zu können. Der ursprünglich englischsprachige Text folgt hier in meiner eigenen leicht variierten Übersetzung.

Schreibfedern benutzen wir zum Schreiben. Allerdings wisst Ihr alle, dass mit Schreibfedern nicht nur geschrieben, sondern auch gekämpft wird – im Gegensatz zum Kampf mit dem Schwert oder anderen Waffen. Ich habe gelesen, dass die Vorstellung, mit einer Schreibfeder zu kämpfen, in Eurem Teil der Welt eine lange Tradition hat, die über tausend Jahre alt ist. Heute will ich den Gedanken des Kämpfens mit der Feder etwas genauer anschauen, weil ich ihn auch in einigen Eurer eigenen Texte wiedergefunden habe.

Wie können wir mit einer Feder in den Kampf ziehen? Wir wissen natürlich, dass Schriftsteller nicht eigentlich mit ihren Federn kämpfen, sondern mit den Worten und Wörtern, die sie damit oder mit Hilfe einer Tastatur aufschreiben. Ebenso klar ist es, dass man Worte niemals auf die leichte Schulter nehmen kann. Irgendwo habe ich gelesen, vor ungefähr 1200 Jahren habe einer der ersten bekannten Pädagogen in Deutschland – ein Mönch namens Hrabanus Maurus – geschrieben, dass Wörter in seinen Augen die gefährlichsten Dinge der Welt seien, aber dass er trotzdem niemals in seinem Leben Menschen gefunden habe, welche sich als Wächter der Sprache betätigten. Für uns würde sein Verständnis von Wörtern als den gefährlichsten Dingen der Welt bedeuten, dass das Kämpfen mit Schreibfedern eine äußerst riskante Angelegenheit ist und dass wir gründlich über die Folgen nachdenken müssen.

Vor kurzem habe ich in der wichtigsten britischen Lyrik-Zeitschrift, *The Poetry Review*, einen Zweizeiler über dieses Thema von dem irisch-amerikanischen Dichter Greg Delanty gefunden:

Untitled

*Funny, how with the snaky handle of simply one letter the word
is swiftly unsheathed from its own scabbard, and becomes sword.²⁶*

*(Seltsam, wie der Schlangengriff nur eines Buchstabens das Wort
blitzschnell aus seiner Scheide befreit und zum Schwert macht).*

Wenn Ihr Euch in der Welt umschaut, dann seht Ihr vielleicht, dass die Dinge sehr oft und fast schon automatisch nach dem Muster ablaufen: „Wie man in den Wald hineinruft, so tönt es heraus.“ Beispielsweise wird Freundlichkeit oft (wenn auch leider nicht immer) mit Freundlichkeit beantwortet, ein Mangel an Respekt dagegen durch Mangel an Respekt und Gewalt durch Gewalt. Die Vorstellung von Gewalt wird in den Köpfen von Autor und Leser unvermeidlich schon durch das Wort „kämpfen“ geweckt, selbst wenn man nur mit der Feder zu kämpfen meint. Bevor eine Schriftstellerin also beginnt, ihren Gegnern Worte der Gewalt entgegenzuschleudern, sollte sie sich klar machen, welche Art von Antwort das wahrscheinlich provozieren wird.

Wie Ihr alle wisst, kann der Kampf mit Worten mit Hilfe vieler Taktiken [und auch mit ganz unterschiedlichen Zielen] geführt werden. Idealerweise könnte er als Kampf für eine bessere Zukunft verstanden werden. Wer für eine solche Zukunft kämpft, würde zum Beispiel eine angenehme, materiell gesicherte und friedliche Zeit zu beschreiben versuchen, wo für alle das gleiche Recht gilt und wo das Zusammenleben durch moralische und spirituelle Werte stabilisiert wird. Durch solche Texte würden ihre Autoren den Lesern ein positives Zielbild vermitteln, für das es sich lohnt, Anstrengungen zu unternehmen. Im Gegensatz dazu kann das Kämpfen mit Worten aber auch das Verbreiten von Vorurteilen oder von grob vereinfachenden Schwarz-Weiß-Kontrasten bedeuten; zum negativen Instrumentarium mancher Schreibender gehören darüber hinaus Falschzitate, Beschuldigungen, Demütigungen, Provokationen und ganz allgemein gesprochen das Verdrehen der Ansichten des Gegners. Natürlich ist damit zu rechnen, dass all diese zuletzt erwähnten negativen Taktiken eine verärgerte oder sogar gewaltsame Reaktion hervorrufen, entweder verbal oder eben „mit dem Schwert“. Manchmal wird gesagt, dass Gedanken zu Worten werden und

dass wir deshalb unsere Gedanken aufmerksam beachten sollten, insbesondere auch, weil anschließend die Worte zu Taten führen, weshalb wir unsere Worte achtsam wählen müssten. Da stimme ich zu, weil Wörter, die wir im Geiste genügend oft wiederholen, nicht nur schnell das bewusste Denken zu formen beginnen, sondern schließlich auch unser Unterbewusstes infiltrieren, von wo aus sie uns dann anstoßen, das zu tun, was sie heimlich in uns murmeln.

Deshalb möchte ich Euch fragen, ob Ihr meint, dass eine Schriftstellerin mit ihrer Feder irgend etwas tun könnte, um Gewalt zu vermindern oder zu verhindern, statt sie zu befeuern. Können wir als Schreibende etwas dafür tun, um Menschen zum Brückenbauen zu inspirieren? Wäre es wert zu versuchen, den Blick unserer Leser auf die Welt zu nähren, indem wir eine stärker von Liebe durchdrungene Sprache verbreiten? Vielleicht denkt Ihr, dass eine solche friedliche Sprache wie ein Schwächesignal wirken würde. Aber da stimme ich nicht zu – es braucht große innere Stärke, um einem zornigen Nachbarn oder Fremden mit dem Respekt und Mitgefühl zu antworten, der ihm als einem Mitmenschen zusteht. Und sobald dieses Mitgefühl durch Eure Worte erkennbar wird, kann das früher oder später den Zorn des Gegenübers mildern. Natürlich gibt es keine Garantie dafür, und wenn Ihr sagt, ich hätte ja gut reden, wie ich hier an meinem Schreibtisch in einer sicheren Umgebung sitze und den Luxus genösse, komfortabel aus einer kaum riskanten Position heraus zu schreiben, dann würde ich das selbstverständlich akzeptieren. Trotzdem bitte ich Euch, noch eine Erklärung anfügen zu dürfen, warum es mir so viel bedeutet, einer friedlichen Sprache eine Chance zu geben. Das Leben meines Vaters als Soldat im 2. Weltkrieg zwischen 1939 und 1945 wurde durch die deutsche Kriegspropaganda geprägt – das war unfriedliche Sprache im Extrem –, und die Schäden und Verwüstungen, die dieser Krieg verursacht hat, haben in meinem Leben noch Jahrzehnte später Folgen gehabt [...]. Wenn wir es ernst damit meinen, die Beschädigung von immer mehr Kindern durch solche Katastrophen zu verhindern, dann müssen wir etwas tun, um den Teufelskreis zwischen gewaltsamen Gedanken, Wörtern und Taten zu stoppen. Keiner kann uns als Autorinnen von dieser Verantwortung entlasten, denn sicher stimmt Ihr mir zu, dass das [gesamte] Spektrum von Gedanken und Worten das Kerngeschäft von Schriftstellerinnen und Schriftstellern ist.

Schreibübungen

Um die Größenordnung des Problems gewaltsamer Sprache klarer zu sehen, könntet Ihr zum Beispiel jede beliebige Nachrichtensendung, Website oder Zeitung daraufhin untersuchen, wie viele Wörter darin vorkommen, die mit Gewalt zu tun haben oder ursprünglich aus der Sprache des Militärs stammen. Streicht sie einfach farbig an: „Strategie“ zum Beispiel, „Front“, „Ziel“ und so weiter. Wahrscheinlich wird es Euch überraschen, wie viele Ihr findet, sogar in der Berichterstattung über zivile Themen wie Wirtschaft oder Sport. Als nächstes fragt Euch doch mal, ob es für diese Wörter irgendwelche Alternativen gibt und wie Ihr den von Euch betrachteten Text so umschreiben könntet, dass er dank dieser alternativen Wörter eher in eine friedliche Zukunft führen könnte. Ich gebe zu, dass das nicht immer möglich sein wird, speziell nicht bei Berichten über militärische Angelegenheiten im engeren Sinne – aber es gibt genug andere Texte, die man ohne größere Probleme so umschreiben kann. Fangt einfach an und versucht es! Beispielsweise könnte man, abhängig vom Zusammenhang, das Wort „Strategie“ entweder durch „Vorgehensweise“ oder „Plan“ ersetzen, das Wort „Frontlinie“ durch so etwas wie „Kontaktzone“ (ein Wort, das eine konfrontative Situation ziemlich überraschend uminterpretieren, neu definieren oder neu kontextualisieren würde), oder das Wort „Ziel“ durch „angestrebtes Ideal“.

Als weitere Übung könntet Ihr Euch eine Zeitung ansehen und alle Wörter ausschneiden, die Ihr dafür geeignet haltet, dem Frieden und dem gegenseitigen Verständnis zwischen Menschen zu dienen. Zum Beispiel: „Gemeinschaftsgefühl“, „Mitgefühl“, „Unterstützung“, „Toleranz“ und so weiter. Wie viele habt Ihr gefunden? Anschließend nehmt Euch einen anderen Text von etwa der gleichen Länge vor und zählt alle „gewaltvollen“ Wörter darin. Habt ihr im Vergleich beider Texte am Ende mehr „gewaltsame“ oder mehr „friedliche“ Wörter gefunden? Was sagt das Gleichgewicht oder Ungleichgewicht gewaltsamer und friedlicher Wörter in den Medien über die Gesellschaft oder Gesellschaften, in denen diese Artikel veröffentlicht werden? Wie könntet Ihr als Schriftstellerinnen dafür arbeiten, die Landschaft geschriebener Texte in Eurer Gesellschaft friedlicher zu gestalten?

Vielleicht mögt Ihr als nächstes versuchen, einige der zum Frieden inspirierenden Wörter, die Ihr im Zuge der vorigen Übung gesammelt habt, zum Schreiben eines Gedichtes zu verwenden.

Man sagt, dass es in einem kalten Land viele verschiedene Wörter für „Schnee“ gibt, in wärmeren Gegenden hingegen nur eines, weil Schnee in einem warmen Land nicht sehr wichtig ist. Ich glaube, dass wir unser Vokabular für eine friedliche Zukunft nicht einschrumpfen lassen sollten, bloß weil der hohe Grad an Gewalt in unserer Welt dazu führt, dass jedermanns Geist mit den Wörtern der Gewalt angefüllt ist und die friedlichen Wörter darüber in Vergessenheit geraten. Versucht, stattdessen die friedliche Seite in jedem Menschen anzusprechen, auch wenn Ihr sie vielleicht nicht immer sehen könnt. Dann wird Eure Feder nicht länger ein Schwert sein, sondern kann zu einem hellen Licht werden.

Anhang 2

**Für alle, die mehr Freude an der Praxis als an der Theorie haben,
zum Ausklang noch eines meiner eigenen Gedichte.**

Dieses Gedicht bezieht sich auf die 55. Predigt von Meister Eckhart (ca. 1260-1328), wo er sagt: „Wenn man einen Tropfen in das wilde Meer gösse, so verwandelte sich der Tropfen in das Meer und nicht das Meer in den Tropfen. So (auch) geschieht es der Seele: wenn Gott sie in sich zieht, so verwandelt sie sich in ihn, so dass die Seele göttlich wird, nicht aber Gott zur Seele.“ (zitiert nach: Josef Quint (Hrsg.), Meister Eckehart. Deutsche Predigten und Traktate, 7. Aufl., Hamburg: Nikol Verlagsgesellschaft, 2007, S. 410)

schritte: am kliff

zurück/voran
wer stürzte
nicht in die windbahn
zurück

voran

der tropfen fällt
wo eine welle bricht
ein ozean
zum auge wird
der lidschlag
leicht wie licht

Fußnoten

- 1 Arbeitsausschuss der RGdF: Handreichung für die mit der Richard-Cary-Vorlesung betrauten Freunde und ihre Begleitung, Fassung 2017, S. 1
- 2 Maurice de Coulon: Wie das sagen, was wir sagen können?, in: Quäker, Bd. 92, Nr. 3, Mai-Juni-Juli 2018, S. 109-111
- 3 ebd., S. 111
- 4 Yearly Meeting of the Religious Society of Friends (Quakers) in Britain (Hrsg.): Quaker Faith and Practice, London: The Yearly Meeting of the Society of Friends (Quakers) in Britain, 1999, Abschnitt 2.73: „The intent of all speaking is to bring into the life, and to walk in, and to possess the same, and to live in and enjoy it, and to feel God’s presence.“ In der deutschen Ausgabe steht der Zusatz: „Der Zweck alles Sprechens [in der Andacht] ist es ...“ Vgl. Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker) (Hrsg.): Quäker Glaube und Wirken, Bad Pyrmont: RGdF/Deutsche Jahresversammlung e.V., 2010, S. 59, Abschnitt 2.73
- 5 Quäker Glaube und Wirken (wie Anm. 4), S. 46, Abschnitt 2.41. Vgl. Quaker Faith and Practice (wie Anm. 4), Abschnitt 2.41: „... and this is the end of all words and writings to bring people to the eternal living Word.“
- 6 Koh 3,1; 3,4; 3,7. Übersetzung nach der Zürcher Bibel, Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2007
- 7 Peter Leeming: A Time to Keep Silence and a Time to Speak, in: Quaker Voices, Bd. 7, Nr. 4, S. 19: „I had a bird in my hand./It pleaded to be free./I heard its cry to loose my hand./It flew onto a tree,/ and all heard the song it sang./The bird that sang within the tree,/Its singing was so fine./I listened to the melody/and knew that it was mine.“ Dieses Gedicht ist dem russischen Dichter Boris Slutsky (1919-86) gewidmet. Ich danke Peter für sein freundliches Einverständnis zum Abdruck seines Gedichts.
- 8 ebd., S. 21
- 9 Quäker Glaube und Wirken (wie Anm. 4), Abschnitt 20.44, S. 193 f.
- 10 Robert Habeck, Wer wir sein könnten. Warum unsere Demokratie eine offene und vielfältige Sprache braucht, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 4. Auflage 2018
- 11 Zitiert nach Rex Ambler (Hrsg.): Truth of the Heart, London: Quaker Books, 2. revidierte Auflage 2007; Übersetzung von Hanne Adams in: Quäker 83, Nr. 1, Januar/Februar 2009, S. 43

- 12 Offb 16,13: „Und ich sah aus dem Schlund des Drachen und aus dem Maul des Tieres und aus dem Mund des falschen Propheten drei unreine Geister fahren – wie Frösche.“ Offb 19,19-20: „Und ich sah das Tier und die Könige der Erde und ihre Heere versammelt, Krieg zu führen gegen den, der auf dem Pferd sitzt, und gegen sein Heer. Und das Tier wurde überwältigt und mit ihm der falsche Prophet, der die Zeichen vor ihm getan und durch sie alle in die Irre geführt hatte, die das Mal des Tieres empfangen und ihre Knie gebeugt hatten vor seinem Bild. Bei lebendigem Leib wurden die beiden in den Feuersee geworfen, der im Schwefel brennt.“ 1Joh 2,18: „Kinder, die letzte Stunde ist da. Ihr habt ja gehört, dass ein Antichrist kommt. Jetzt aber sind viele Antichristen aufgetreten; daran erkennen wir, dass die letzte Stunde da ist.“ 1Joh 2,22: „Wer ist ein Lügner, wenn nicht der, der leugnet, dass Jesus der Christus ist? Das ist der Antichrist: wer den Vater und den Sohn verleugnet.“ Dtn 8,2: „Und du sollst dich erinnern an den ganzen Weg, den dich der HERR, dein Gott, vierzig Jahre lang geführt hat in der Wüste, um dich demütig zu machen und zu erproben und um zu erkennen, wie du gesinnt bist, ob du seine Gebote halten wirst oder nicht.“ Alle Zitate nach der Zürcher Bibel, Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2007
- 13 Jennie Barnsley: *Grounding theology in quotidian experiences of complex gender: A feminist approach*. Dissertation, University of Birmingham, 2013 (<http://etheses.bham.ac.uk/4188/1/Barnsley13PhD.pdf>). Vgl. auch: Helen Rowlands (Hrsg.), *God, words and us. Quakers in conversation about religious difference*, London: Quaker Books, 2017, S. 13
- 14 Barnsley in Rowlands 2017 (wie Anm. 13), S. 13
- 15 Boulton in Rowlands 2017 (wie Anm. 13), S. 10
- 16 Rex Ambler und Open Space Working Group in Rowlands 2017 (wie Anm. 13), S. 71
- 17 Think-tank Group in Rowlands 2017 (wie Anm. 13), S. 79 f.
- 18 1Joh 4,7-8 und 10-12. Übersetzung nach der Zürcher Bibel, Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2007
- 19 London: Canterbury Press, 2016 (2. Aufl. 2017)
- 20 Oakley 2017 (wie Anm. 19), S. XIV
- 21 Oakley 2017 (wie Anm. 19), S. XV
- 22 Oakley 2017, S. XVI f.
- 23 Quäker Glaube und Wirken (wie Anm. 4), Abschnitt 27.27, S. 411

- 24 Yang Lian (Übersetzung Karin Betz und Wolfgang Kubin): Aufzeichnungen eines glückseligen Dämons. Gedichte und Reflexionen, Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 2009, S. 36; Abdruck mit Erlaubnis des Autors. Ich danke Yang Lian sehr herzlich für seine freundliche Unterstützung.
- 25 Sadaf Khattak danke ich von Herzen dafür, dass sie mir ihr Gedicht für diese Vorlesung anvertraut und mir ihre Erlaubnis zur seiner Erstveröffentlichung gegeben hat (deutsche Übersetzung von usb). Der englische Originaltext lautet: I am (a),Dreamer'/With No,Sleep'/A Sparkle/With No,Light'/I am a,Fire'/ With No ,Damage'/I am,Cold'/Without any,,Death"/A night/Without sunny Morning/I am ,Me'/Completely UNKNOWN to me/Would you still watch me out?/Dreaming/ Filling the Colours/Of Life/In a body of a complete Death?/Would you still love me?/Waiting/Mourning/Over (the) Turning of my body/Into Ashes?
- 26 The Poetry Review, Bd. 105, Nr. 3, Herbst 2015, S. 57. Die eigentliche Pointe des Gedichts – nämlich die Tatsache, dass das englische Wort „word“ nur die Zufügung eines „s“ braucht, um zum „sword“ zu werden – lässt sich leider nicht ins Deutsche übertragen. Unter dem Titel „S“ wurde der Zweizeiler auch in dem von Greg Delanty und Archie Burnett herausgegebenen Buch Selected Delanty, Boston: Un-gyve Press, 2017, S. 232 veröffentlicht, vgl. <https://un-gyvepress.com/selected-delanty>. Greg Delanty danke ich herzlich für die Erlaubnis zum Abdruck des Originals und meiner Übersetzung seines Gedichts.

Dank

Während der Erarbeitung dieser Vorlesung hat Christopher Hatton meinen Text in ebenso kluger wie freundlicher Weise vor zu viel Abstraktion gerettet.

Für ihre Kommentare und Verbesserungsvorschläge danke ich außerdem Christoph Bultmann und Lynette Provan sowie denjenigen Freundinnen und Freunden aus der Deutschen und Britischen Jahresversammlung, die mich von Beginn an mit ihren Fragen angeregt und weitergebracht haben.

Bei Kerstin Mangels, Christiane Schoelzel und Paul Sladen waren die Drucklegung und die Veröffentlichung des Textes auf der Website der Deutschen Jahresversammlung in den besten Händen. Bushra Malik hat mir den Zugang zur Literatur ihres Heimatlandes gezeigt.

Ursula Seibold-Bultmann – Lebenslauf

- 1979-1987 Studium der Kunstgeschichte
in Freiburg/Brsg., London und Heidelberg
anschließend Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut
für Kunstgeschichte, Universität Münster
- ab 1991 freiberufliche Kunst- und Architekturkritikerin
in Göttingen, Erfurt und Großbritannien
- ab 2017 Veröffentlichung, Ausstellungen und Lesungen
eigener Lyrik (unter dem Namen Ursula Bultmann)
- ab 2000 Freundin der Freunde im Jesus Lane Meeting, Cambridge
und in Erfurt
- 2006-2010 Mitglied im Literaturausschuss der Deutschen Jahres-
versammlung der RGdF
- ab 2007 Mitgliedschaft in der Deutschen Jahresversammlung
- ab 2009 Vertreterin der RGdF in der Arbeitsgemeinschaft
Christlicher Kirchen (ACK) in Thüringen

Cary Vorlesungen seit 1936

auch erhältlich im Internet als PDF unter www.quaaker.org

- 1936 Hans Albrecht „Urchristentum, Quäker und wir“
- 1937 Alfons Paquet „Die Religiöse Gesellschaft der Freunde“
- 1938 Thomas Kelly „Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitliche Führung“
- 1939 Carl Heath „Das Leben, ein Gebet“
- 1940 Walther und Johanna Rieber „Lebensbejahung“
- 1947 Emil Fuchs „Die Botschaft der Bibel“
- 1948 Robert Limburg „Gandhi und wir“
- 1949 Margarethe Geyer „Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel“
- 1950 Otto Frick „Die Kraftquellen unseres Lebens“
- 1951 Manfred Pollatz „John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit“
- 1952 Cornelius Kruse „Rufus M. Jones und sein Werk“
- 1953 Willy Wohlrabe „Die göttlichen Kreise“
- 1954 E. A. Otto Peetz „Berufung und Sendung“
- 1955 Wilhelm Mensching „Was bedeutet uns Paulus?“
- 1956 Henriette Jordan „Vom Wesen der Begegnung“
- 1957 Ruth E. von Gronow „Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde“
- 1958 Margarethe Lachmund „Der innere Friede und die notwendige Unruhe“
- 1959 Fred Tritton „Quäker im Atomzeitalter“
- 1960 Emil Fuchs „Jesus und wir“
- 1961 Horst Brückner „ - ... auf daß wir leben“
- 1962 Elisabeth Rotten „Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden“
- 1963 Roland L. Warren „Prophet - Vermittler - Versöhner“
- 1964 Walther Rieber „Quäkerhaltung in unserer Zeit“
- 1965 Helene Ullmann „Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk“
- 1966 Otto Buchinger „Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschlossenheit“
- 1967 Margaret S. Gibbins „Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit“
- 1968 Douglas V. Steere „Gegenseitige Erleuchtung. Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene“
- 1969 Annemarie Cohen „Mitmenschliche Verantwortung - Realität des Alltags“
- 1970 Eva Hermann „... in dem, was ewig ist ...“
- 1971 Ekkehart Stein „Gott braucht Menschen“
- 1972 Otto Czierski „Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt“
- 1973 William R. Fraser „Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung“
- 1974 David Blamires „Schöpferisches Zuhören“
- 1975 Gerhard Schwersensky „Gott, Religion und die Konfessionen. Versuch einer Klärung“
- 1976 Hans Haffenrichter „Woher die Bilder kommen. Gedanken über Kunst und Meditation“
- 1977 Hans Schuppli „Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung“

- 1978 David Eversley „Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielfichts“
- 1979 Heinrich Carstens „Alles ist Euer - Ihr aber seid Gottes“
- 1980 Elisabeth Hering „Das Vermächtnis der frühen Freunde - Anruf und Auftrag an uns“
- 1981 Margarethe Scherer „Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?“
- 1982 Duncan Wood „Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker“
- 1983 Georg Schnetzer „Fürchtet Euch nicht ...“
- 1984 Pleasaunce Holtom „Laßt Euer Leben sprechen“
- 1985 Hans Petersen „Einzelheiten zum Ganzen“
- 1986 Helga und Konrad Tempel „... daß man da wohnen möge“
- 1987 Wolfgang Harms „Der Raum der Stille im Alltäglichen“
- 1988 Ines Ebert „Es ist ein Licht in jedem Menschen“
- 1989 Annelies Becker „Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein lebloses Ding“
- 1990 Helmut Ockel „Bin ich meines Bruders Hüter?“
- 1991 Paul Oestreicher „Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?“
- 1992 Heinz Röhr „Quäker sein zwischen Marx und Mystik“
- 1993 Maurice de Coulon „Jesu Nachfolge heute - Vom Erlöser zum Leitbild“
- 1994 Harvey Gillman „Spirituelle Freundschaft - Neue Modelle/Neue Beziehungen“
- 1995 Annette Fricke „Meine Erfahrung der Botschaft von George Fox durch seine Episteln“
- 1996 Heinrich Brückner „Kinder zwischen naiver und intellektueller Religiosität“
- 1997 Inge Specht „Soziale Zeugnisse der Quäker“
- 1998 Hans-Ulrich Tschirner „Quäker in der Gesellschaft“
- 1999 Dori Verness „Das Sichtbare verwandeln ...“
- 2000 Kurt Strauss „Quäkerglaube, Quäkerzeugnis, und Quäkerarbeit - Gestern, heute und morgen“
- 2001 Rex Ambler „Licht, darin zu leben - Erkundungen in der Spiritualität der Quäker“
- 2002 Roswitha Jarman „Vom Wesen und Werk der Liebe“
- 2003 Robert Antoch „Halte lieb deinen Genossen, Dir gleich. Ich bin's.“
- 2004 Tony Fitt „Quercus Quakerus. Die Wurzeln und Blüten des Quäkerbaums im 21. Jahrhundert“
- 2005 Eva Pinthus „Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Story, Gemeinschaft, Herausforderung ...“
- 2006 Gisela Faust „Nimm auf, was dir Gott vor die Tür gelegt hat“
- 2007 Daniel O. Snyder „Das Friedenszeugnis als Sakrament.“
- 2008 Lutz Caspers „Uneben, gefährdet, behütet. Vom Mosaik meines Lebens“
- 2009 Eberhard Küttner „Interreligiosität. Die Suche nach der Einheit in der Vielfalt“
- 2010 Heidi Blocher „Sucht zuerst das Reich Gottes und alle diese Dinge werden euch gegeben werden“
- 2011 Julia Ryberg „Wahrhaftig leben - Ent-täuscht und erhellt werden“
- 2012 Ursula Bircher „Quäkerwerte leben - Neue Wege, um Grenzen zu erweitern“
- 2013 Martin Kunz „Denken, Glauben, Hoffen: Variationen in Grau. Oder: Schwarz - Weiß gibt es nicht“
- 2014 Neithard Petry „Was kann ich sagen? Gedanken eines religionsphilosophischen Heimwerkers“
- 2015 Esther Köhring „Wurzeln und Flügel“
- 2016 Janet Kreysa „Offen für neues Licht“
- 2017 Paul Parker „Unser besonderes Angebot“
- 2018 Cho-Nyon Kim „Über die Begegnung von Taoismus und Quäkertum als mystische Glaubensformen“

Cary Vorlesungen
und weitere Quäker - Literatur
können erworben und ausgeliehen werden

im
Quäkerhaus
Bombergallee 9
31812 Bad Pyrmont

E-Mail: pyrmont@quaeker.org
www.quaeker.org

ISBN 978-3-929696-63-9

gedruckt auf 100% Recyclingpapier